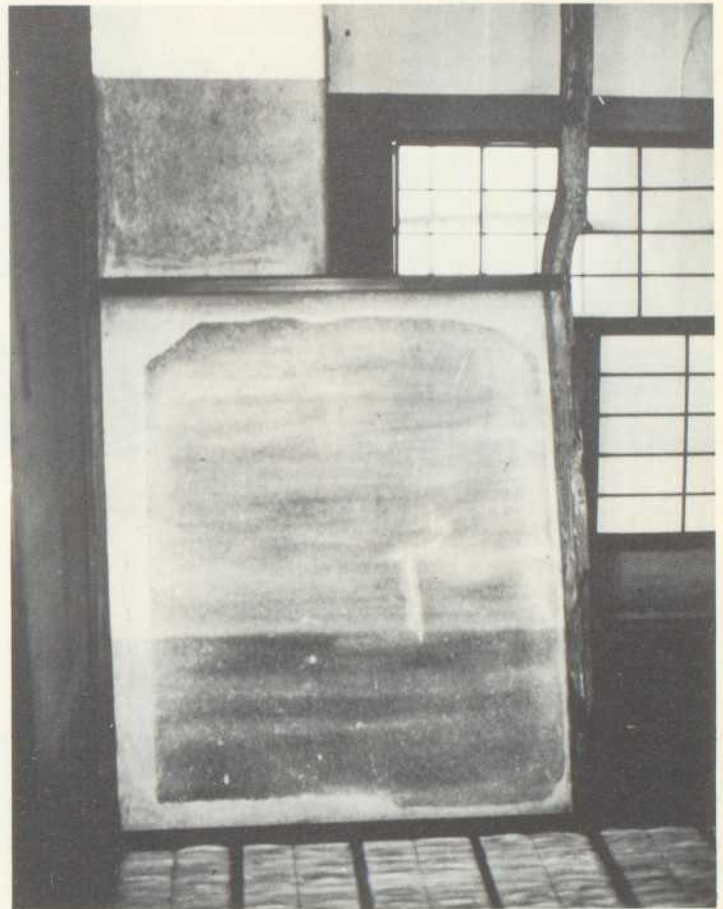




rechts: Wand im Teehaus Shokintei der kaiserlichen Katsura Villa in Kyoto. Mitte des 17. Jhr. Durch den Zusatz schwarzer Farbe in der letzten Lehm-schicht wird die Wand getönt. Der unregelmäßige Farbauftrag korrespondiert mit der unregelmäßig geformten Stütze. Dieses Stück Lehmwand steht unter Denkmalschutz. Wie Bilder hat man sich solche Wandstücke geschenkt.

links: Lehm wird auch äußerst präzise verarbeitet: einem hölzernen, mit Lehm ausgekleideten Kohle-feuerbecken für den Teeraum wird mit einer kleinen Kelle eine ebene Fläche und eine scharfe Kante abgezogen. Der Lehmauftrag war zweifach und weniger als 1 mm dick.

unten: Tosa-Gebiet auf der südlichen Shikoku-Insel. Ein Fachwerkbau wird mit einem mehrschichtigen Putz versehen, der trotz heftiger Taifun-Regen im Sommer 60 bis 100 Jahre überdauern soll.



Fotos (3): Speidel

Lehmbau an und für sich ist, kann durch mangelnde Beachtung der Erfordernisse stark in Mißkredit, ja vielfach in Verruf geraten. Kein Wunder, daß er durchweg als mehr oder weniger unsolider Notbehelf empfunden wurde und ihm der Armeleutegeruch anhaftet." (S. 45)

1952, also schon lange nach der Lehmbauwelle direkt nach dem Kriege, erschien in der DDR von E. Pollack und E. Richter das Buch „Technik des Lehmbaus“. „Wenn es noch eines Beweises bedarf, daß sach- und fachgerecht ausgeführte Lehmbauten bei pfleglicher Behandlung mehrere Jahrhunderte überdauern, so gehe man mit offenen Augen durch unsere heimatlichen Dörfer und Landstädte und betrachte die vielen Tausende von ein- und mehrgeschossigen Lehmbauten ...“ (S. 156). „Es muß die Vorstellung überwunden werden“, heißt es im Vorwort, „der Lehmbau sei eine Behelfsbauweise, eine solche also, der man nicht die gleiche Aufmerksamkeit hinsichtlich der Mechanisierung und Industrialisierung zuzuwenden braucht, wie man es bei anderen Konstruktionen tut.“ Es ist erst jetzt, also 30 Jahre später, zu dieser umfänglichen Aufmerksamkeit gekommen. Wird in dieser Schrift, wie auch heute wieder, für eine durch Experimente und sorgfältige Praxis entwickelte Lehmbauweise plädiert, so kommen doch andere wichtige Aspekte nur andeutungsweise zur Sprache: der gesundheitliche Aspekt, der denkmalpflegerische Aspekt und der gestalterisch ästhetische Gesichtspunkt.

Pferdemenges vermutet gesundheitlich positive Wirkungen der Lehmwände, besonders der mit Lehmputz versehenen Innenwände, auf den Menschen aus der Beobachtung der Tieraufzucht in Lehmställen und der bewährten Frische von Obst und Gemüse in Räumen mit Lehmwänden. Daß Holz in Lehmwänden gut erhalten bleibt, hat er an seinem 200 Jahre alten Gutshause in Pommern beobachtet.

Gestalterische Fragen des Lehmbaus werden nur allgemein behandelt. Hölscher, Wambsganz und Dittus schreiben in der „Lehmbauordnung“ 1948: der Lehmbau zwingt „zur einfachen und klaren Baugestaltung und zur sauberen und ehrlichen Handwerksarbeit ... Er ist also ein Erzieher zur anständigen Bauge-sinnung. Unkonstruktives Bauen ist hier nicht möglich; Sünden gegen die Lehmbautechnik rächen sich meist sofort oder nach ganz kurzer Zeit. Auch läßt sich der Lehm von Pfuschern nicht so miß-

brauchen wie etwa der Zement, mit dem gerade auf dem Lande in schönheitlicher Beziehung schon viel Unheil angerichtet worden ist.“ Man erhoffte sich eine „Förderung der ländlichen Baukultur“ und vom „erdgewachsenen Lehmbau“ sogar „das Sinnbild echter Bodenständigkeit“ (H. Grimm: Betrachtung über den Lehm-bau, Baumeister 2/3 1948. S. 109).

Aber zu höchsten baumeisterlichen Ehren, zu architektonischer Schönheit ist der Lehmbau bei uns noch nicht gekommen. Zwar schreibt T. Müller 1947 in der „Lehm-baufibel“, die von den Forschungsgemeinschaften der Hochschule Weimar herausgegeben wurde in der Einleitung: „Das Bauen mit Lehm braucht durchaus nicht primitiv zu sein. Zu welch ansprechender Baukultur es die einzelnen Völker gebracht haben, zeigen die Bilder aus Persien, Mesopotamien, Jugoslawien, Ungarn, Österreich und Deutschland.“

Fritz Schumacher, 1917, „Das Wesen des neuzeitlichen Backsteinbaus“, sieht im Lehmstein auch ein brauchbares „Aushilfsmittel in der Not“. Aber weder der Lehmstein noch der Kalksand- oder Schwemmsteine mögen mit dem Backstein konkurrieren; „daß sie die ästhetischen Eigenschaften des Ziegels nicht ersetzen können, braucht kaum gesagt zu werden. Die edle Farbe und das sichtbare Mauergefüge werden ihm immer seine Überlegenheit wahren.“

Die Ästhetik der Selbsthelfer in den 20er Jahren hilft dem Lehm auch nicht auf eine kulturelle höhere Stufe. Leberecht Migge, Gartenarchitekt bei Tauts und Mays Siedlungen, Lebens- und Sozialreformer, entwirft 1921 eine „Natürliche Architektur (Etap-penbauweise)“. In dem so betitelten Aufsatz ist ihm jedes Material recht, sofern es zur Hand ist und dem Siedler ein handwerkliches Eigenbauen erlaubt. „Immer nur sei: Jedermann sein eigener Architekt!“ „Die Frage nach dem Baumaterial ist leicht beantwortet: Im Rahmen unserer sparsamen Bauweise kann wirklich alles nützlich verwandt werden, vom Lehmklumpen bis zur „sozialisierten Zaunlatte“. Man nimmt, „was da ist“, und erst das Ein-fügen des „Baugegenstandes“ in den Organismus, die Erfindungs-kraft, die sich am Gerümpel entzündet, macht seinen absoluten Wert.“ (Lebrecht Migge: Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Hrsg. Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Worp-sweder Verlag)